

Abschiednehmen als Beruf

Autor(en): **Xankis**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 2

PDF erstellt am: **18.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633664>

Nutzungsbedingungen

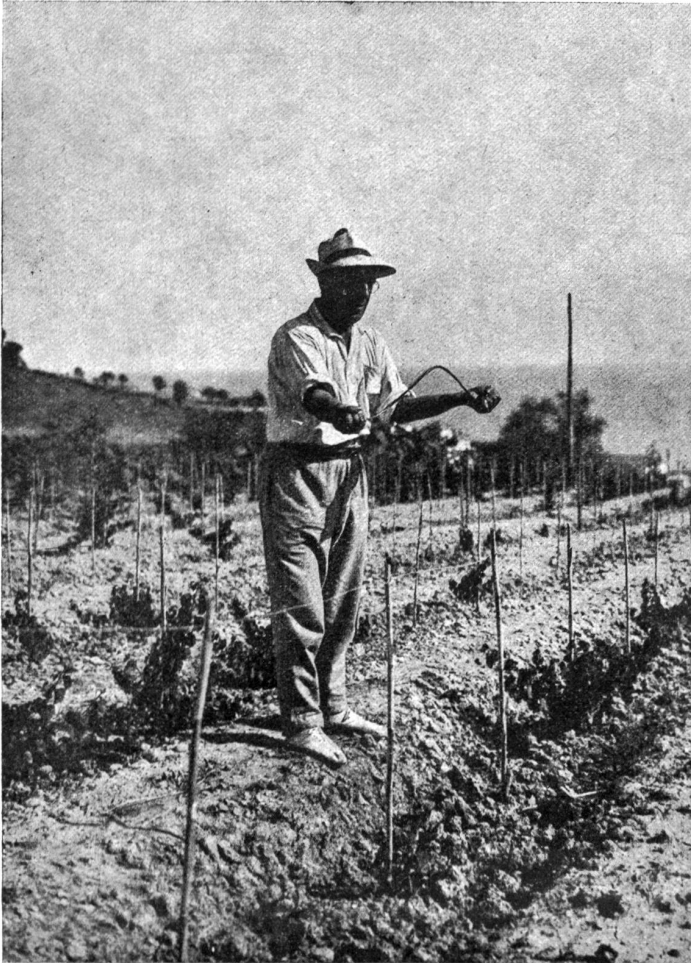
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



„Die Bodengewalt sitzt in mir . . .“ (Aus „Grock, Ich lebe gern.“)

500 Frs. im Tag! Ich glaubte, mich trifft der Schlag vor Überraschung und Freude. Aber ich beherrschte mich, tat, als hätte ich 800 verstanden, und warf mit gespielter Kühle und Gleichgültigkeit über den Tisch: „Um mir 800 Frs. pro Abend anzubieten hätten Sie sich die Reise nach Paris ersparen können“.

Zehn Minuten später hatte ich einen Vertrag mit tausend in der Tasche. Gut gemacht, nicht wahr? Ich hatte meinen Partner einfach so unter Druck und Suggestion gesetzt, daß er sich würde geniert haben, meinen „Hörfehler“ zu berichtigen.

Sie zeigen, daß man es nötig hat. Sich Hunderttausend bieten lassen, ohne mit der Wimper zu zucken. Bedürfnislos sein, Bedürfnislosigkeit ist die stärkste Waffe im Daseinskampf. Um keinen Preis jedoch bedürfnislos oder gar bedürftig scheinen! Armut wird persönlich übel genommen, weil sie beunruhigt. Seine Armut zeigen, macht verhaßt, das hatte ich schon früh heraus. Und wenn ich Hunger hatte, daß sich mir die Därme im Bauch krümmten wie getretene Schlangen, tat ich noch immer so, als hätte ich die Welt in der Tasche. Ich war immer elegant angezogen. Ich trug nur seidene Hemden, ich trug Lackschuhe und Pelzmäntel, ich schwang kokett den schwarzen Ebenholstock mit der gebogenen Silberkrücke, ich hielt mir ein Auto und aß mich dafür nicht satt.“

„Für den Künstler ist der Erfolg Lebensluft, ohne die er nicht atmen, nicht leben kann. In England erklimmte Grock den Gipfel seines Clown-Ruhmes. Wie er zum erstenmal nach London kam, fand er seinen und seines Partners Namen ganz unten und ganz klein auf dem Programm des Palace-Theaters. Antonet sagte damals vor dem ersten Auftreten

etwas hämisch zu ihm, der optimistisch den Erfolg vorausspürte: „Subiliere nur nicht zu früh, London wimmelt von Grocks.“ Aber nach der Vorstellung, nach einem Beifall, „wovon wir eine Wagenladung noch ganz gut hätten abgeben können“, raunte er Antonet zu: „Du, es ist ein Grock mehr in London.“ Am Coliseum, dem größten Londoner Etablissement, prangten damals in leuchtenden Riesenbuchstaben die Namen der großen Fregoli. Drei Jahre später brannte am Palastdach droben: „Grock“.

Aber in einem wahren Meer von Publikumerfolg plätscherten er und sein Partner im schönen Spanien. Wie Könige wurden sie auf den Schultern herumgetragen in der Arena zu Salamanca, wo Antonet und er ein komisches Stiergefecht mimten mit einem zahmen und einem wilden Stier; die Geldstücke, die es auf sie herabgeregnet hatte, füllten drei große Sackkörbe. Noch mehr: „Der Mörtel kollerte von den Fassaden und in den Türmen schlugen die Klöppel an die Glocken, so schallten die Ovationen, und dieweil unter unseren Fenstern das Volk sich heißer schrie und uns immer wieder sehen wollte, zählten wir mit sieben Gehilfen den Berg der Münzen ab und fügten sie zu Rollen . . .“

Der Leser merkt: der Mann hat Wit. Wir können ihm versichern: Das ganze Buch spricht von Humor. Eine fröhliche Episode reiht sich an die andere. Der heftigste Liebling auf der Bühne vor Hunderttausenden zu sein, verpflichtet auch den Schriftsteller. Sein Buch kann jedem Schwerblütigen empfohlen werden; es ist eine Lektüre zum Gesundwerden. Alle Ärzte, Bibliothekare, Schenktreudigen seien auf dieses famose Erinnerungsbuch aufmerksam gemacht.

H. B.

Abschiednehmen als Beruf.

Humoreske von Xankis.

Ich liebe die großen Bahnhöfe. Es ist so schön, auf dem Perron zu stehen und die Ankunft eines D-Zuges zu betrachten. Aber noch schöner, noch romantischer ist es, wenn ein D-Zug abfährt. Jeder Reisende ist ein Rätsel. Wohin fährt er? Und warum?

Als ich einmal am Bahnhof in X. die Ankunft eines Schnellzuges betrachtete, fiel es mir auf, daß es Reisende gibt, die ohne Abschiednehmen abfahren. Ich bemerkte auch, wie traurig und neidisch sie waren, als sie sahen, daß andere Reisende Freunde, Freundinnen, Kinder oder andere Verwandte hatten, die von ihnen lächelnd oder mit Tränen in den Augen Abschied nahmen und dann dem sich entfernenden Zuge mit Taschentüchern nachwinkten.

Auf dem Wege nach Hause mußte ich noch an die armen Fahrgäste denken, die ohne Abschied und ohne Gruß abfahren. Und ein Gedanke zuckte durch mein Hirn: Ich werde mich künftighin von solchen Fahrgästen verabschieden. Wie dankbar werden mir die Leute sein, wenn ich ihnen vor- schlage, sich von mir zu verabschieden. Vielleicht werde ich auch manch schönes Geschenk dafür bekommen.

Hopp! Eine gute Idee! Nur gegen Geschenke beziehungsweise gegen ein Honorar werde ich es machen.

Schon seit fünf Tagen bin ich ohne Stellung. Also, eine ständige Beschäftigung könnte es sein: Der Mann, der Abschied nimmt!

Abschiednehmen — ein neuer Beruf! Man braucht sehr wenig Kapital dazu. Nur eine Bahnsteigkarte für 10 Pfennig und ein reines Taschentuch.

Am nächsten Tage stand ich schon vormittags auf dem Bahnsteig.

Eine Preistafel hatte ich rasch zusammengestellt.

Einfaches Abschiednehmen.

Mit Taschentuch winkend	1. — Mf.
Dasselbe lächelnd	1.50 Mf.
Dasselbe mit Tränen in meinen Augen	2. — Mf.

Mein erster Kunde war ein alter Mann mit sehr langem weißen Bart. Er war ohne Begleiter auf dem Bahnsteig. Ich trat an ihn heran und sagte:

„Verzeihung, fahren Sie allein?“

„Jawohl.“

„Haben Sie niemanden, der von Ihnen Abschied nehmen soll?“

„Leider nicht. Ich lebe ganz allein. Ich habe keine Verwandten.“

„Und keine Freunde?“

„Alle meine Freunde sind tot.“

„Wäre es Ihnen recht, wenn Sie jemand hätten, der von Ihnen Abschied nehmen würde?“

„Natürlich, aber es ist unmöglich, denn ich habe niemand.“

„Wissen Sie, mein Herr, ich bin der Mann, der von alleinkehrenden Fahrgästen Abschied nimmt. Es ist mein Beruf. Und es kostet nicht viel.“

Und ich überreichte ihm meine Preistafel.

„Das ist ja fabelhaft! Also, bitte ein einfaches Abschiednehmen, lächelnd und mit Ihrem Taschentuch stark winkend!“

Der alte Herr zahlte 1.50 Mark. Der Zug setzte sich gleich in Bewegung, mein Kunde beugte sich aus dem Fenster heraus, und ich winkte ihm lächelnd und mit einem Taschentuch nach. Sein Gesicht strahlte und man konnte es ihm ansehen, daß er glücklich war.

Auf der anderen Seite sollte bald ein zweiter D-Zug abfahren. Eine Dame (etwa 50 Jahre alte Jungfer, mit Brille und mit vielen Leberflecken im Gesicht) kam auf mich zu und sagte:

„Sind Sie der Mann, der von Reisenden beruflich Abschied nimmt? Bitte, ich möchte auch so etwas haben.“ Ich überreichte ihr die Preistafel.

„Also“, bestellte sie gleich, „ein einfaches Abschiednehmen mit Tränen in den Augen!“

„Zwei Mark, meine Dame!“

Sie bezahlte sofort die 2 Mark.

„Zurückbleiben!“ rief der Schaffner.

Meine Kundin sprang mir an den Hals und küßte mich ab.

„Brrrr!“

„Pardon!“ sagte ich. „Mit Abschiedskuß ist es etwas teurer! Bitte noch eine Mark!“

Sie zahlte, stieg schnell ein und wir winkten mit unseren Taschentüchern einander zu.

Am Abend machte ich Kasse. 8.— Mark hatte ich am ersten Tage verdient.

Am nächsten Tage wollte ich wieder am Bahnhof arbeiten. Aber bis in die späte Abendstunde konnte ich keinen Pfennig verdienen. Weil ich schon einen Konkurrenten hatte.

Die Sultane.

Eine Geschichte aus Afghanistan
von Edward Stilgebauer.

(Schluß.)

2

Da kam es zum Erstaunen Sid Printons von Fatimas Lippen:

„Sie heißt nicht Sonja, Sahib!“

„Sie heißt nicht Sonja, Fatima? Wie heißt sie denn sonst?“

„Das weiß ich nicht, Sahib, denn die Hanum hat noch keinem Menschen im Bagah Schej ihren wahren Namen gesagt!“

„Nicht, Fatima?“

„Nein, Sahib!“

„Aber sie ist auch keine Tischertessin und kam auch nicht aus Samarkand!“

Sid Printon war sehr nachdenklich geworden.

Eine geraume Weile brütete er vor sich hin und auch Fatima schwieg.

Endlich kam es von den Lippen des Captains:

„Und warum lügt der Emir, Fatima, wenn er von dieser Sultane spricht?“

„Das weiß ich doch nicht, Sahib!“

Wieder entstand eine Pause, bevor sich Sid Printon erneut zum Fragen aufraffte:

„Und woher kam diese Hanum, Fatima, wenn nicht aus Samarkand? Weißt du das?“

„Sie kam aus Herat, Sahib!“

Sid Printon fuhr zusammen.

„Was ist dir, Sahib?“

„Nichts, nichts, Fatima!“

„Du bist todblaß!“

Fatima faßte sich Mut.

Sie streichelte Sids Wangen, als ob durch die Berührung ihrer Hände die frische Röte von vorhin wieder zurückkehren sollte, und sagte dabei:

„Die Hanum hat etwas von dir, Sahib! Dieselben goldenen Haare und die gleichen Augen, deren Farbe wie die der Veilchen unter den Mandarinenbäumen des Parkes von Bagah Schej ist!“

Sid Printon hatte darauf keine Antwort.

„Vor drei Monaten aus Herat!“

Er schien die Anwesenheit Fatimas vollkommen vergessen zu haben. Es war ein Selbstgespräch, das er jetzt mit sich führte. In abgerissenen Worten und Sätzen, durch die stummen Gedanken seines fieberhaft arbeitenden Gehirnes ergänzt.

Vor drei Monaten? Richtig! Da war ja Herat in die Hände der Afghanen gefallen. Da hatte Colonel Webster kapituliert. Eine Schlappe, die nicht zu den alltäglichen in diesen Gegenden an Indiens Grenzen gehörte, die man schon in London als eine Beleidigung des britischen Prestiges empfand!

Zwar hatte das General Common, den das War Office sofort als Ersatz für Webster kommandiert hatte, wieder reichlich wett gemacht. Abib Ullah hatte nachgeben müssen. Common hatte dem Emir die Bedingungen diktiert. Und doch! Damals war Herat in des Emirs Händen gewesen, die Garnison, in die sich Tollis mit seiner jungen Frau begeben hatte, nachdem sie als gute Kameraden in Bombay voneinander Abschied genommen.

Tollis... Maud Tollis... und dieses Lied!

Die Ordensauszeichnung, die er heute im Namen Seiner Majestät feierlich überreicht, war die Krönung jenes Friedensschlusses zwischen dem Emir und England gewesen! Und nun?

Welcher Gedanke stieg da in ihm auf!

Welcher entsetzliche Gedanke! Ein Verdacht, den er nicht loszuwerden vermochte, der sich verdichtete und verdichtete, so unsinnig ihm diese Idee bei ihrer Entstehung in seinem Kopfe auch vorgekommen war.

Und diesem nachgehend drang er in Fatima:

„Ich muß diese Hanum sehen und sprechen, Fatima!“

Die Slavineritierte an allen Gliedern.

„Das ist ein Ding der Unmöglichkeit, Sahib!“

Stehend und wie zur Abwehr eines undenkbar Entsetzlichen breitete Fatima beide Arme vor dem weißen Sahib aus, ehe sie fortfuhr:

„Es wäre Euer Tod, die Hanum zu sehen. Sie zählt zu den Verführten! Sie weilt als solche in den Gemächern des Inneren Serails!“

„Und wenn sie hinter dem Höllentore selber weilt, Fatima, ich werde sie sehen und sprechen!“

Da kam es wie des Todes Schrei aus Fatimas Munde:

„Vor diesem Tore steht Hassan, Sahib!“